DIE Harmonie DER GEGENSÄTZE

»DIE MEHRDEUTIGKEIT MUSS UNS ZUGEMUTET WERDEN, DAMIT WIR LEBENDIG BLEIBEN. DIE HARMONIE DER GEGENSÄTZE. WAHRHEIT OHNE GÜTE IST EINE LÜGE. BEI EINEM KLANG IST DIE AMBIVALENZ ZWISCHEN SANFTHEIT UND KRAFT ESSENZIELL.«

EIN BESUCH BEI GEIGENBAUER MARTIN SCHLESKE

1

»Der Künstler soll sein Werk nicht erklären, sondern ins Leben rufen, denn seine Arbeit spricht eine Sprache, die unter allen Sprachen singulär ist: Sie übergeht den wortreich gestikulierenden Verstand, der hilflos feststellen muss, dass er die Tiefe dieser Sprache weder spricht noch versteht. Darum sind Erklärungen des Künstlers stets der Tod des Kunstwerks. Denn sie sind das Eingeständnis, dass die Sprache des Werkes nicht reicht.

Nach dieser Lobrede ein Schmerz: Kunst hat vielfach ihre prophetische Kraft verloren, sie will nur noch provozieren. Sie gefällt sich darin, dass sie nicht gefallen will. Arroganz aber ist selten ein Gefäß der Wahrheit.

Im arroganten Herzen schlägt nur die kleine Angst von jeder Schönheit: Alles! – nur kein liebender Blick. Solange das Werk hässlich ist, kann es nicht verkehrt sein. Der zynische Blick macht unangreifbar: das Werk kann nicht in Frage gestellt werden, da es selbst es ist, das Kraft künstlerischer Hässlichkeit die Welt in Frage stellt. Darum sind der Zynismus und die Hässlichkeit in der zeitgenössischen Kunst nicht nur infantil, sie sind so feige. Kunst als gelebte Feigheit im sicheren Schützengraben des abstoßenden Werkes.«

(aus: Martin Schleske, Werk|Zeuge in Resonanz mit Gott, S. 408, 409)

Diese Passage aus dem Buch von Geigenbauer Martin Schleske hat uns beschäftigt und zugleich dazu motiviert, dem nachzugehen, wer hinter diesen Gedanken steckt. Wir treffen Martin Schleske in seiner Werkstatt, ein historisches Stadthaus im malerischen Landesberg am Lech.

»Kunst ist eine Sprache. Nicht mehr und nicht weniger. Wenn ich gefragt werde, ob ich Künstler bin, dann sage ich, ich bin Handwerker; ob es Kunst ist, muss ein anderer beurteilen. Das Kunstwerk,« so der Geigenbauer, »entsteht in dem Moment, wo der Bogen die Saite berührt und das Instrument zum Klingen kommt.« Für Schleske ist Kunst kein Freifahrtschein, denn sie ist eine Sprache und diese kann zynisch, aufbauend, zerstörerisch, liebevoll, hoffnungsvoll, wohlwollend, ermahnend sein. Wenn es nach ihm geht, muss sich die Kunst sehr wohl fragen, was sie mit ihrer Sprache auszudrücken vermag. »Sie ist eine mächtige Sprache, weil sie den Verstand übergeht«, ermahnt er. Wir sind schon mittendrin im Thema und doch stehen wir erst am Anfang des Rundgangs vor einem Regal, gefüllt mit edlen Hölzern. »Jedes dieser Hölzer hat bestimmte Klang- und Spieleigenschaften. Das Holz muss zum Menschen passen.« Die Qualität ist unbezahlbar. Fast alles kommt aus Norditalien: Val di Fiemme oder Eggental. Südlich des Alpenhauptkamms sind die am besten klingenden Hölzer zu finden. Für eine Geige muss das Holz eine geringere Schallgeschwindigkeit und somit eine geringere Dichte aufweisen. »Es ist noch zu viel Holz da, das extrem gut ist. Da kommt bei mir jetzt schon die Frage auf: Wieviel Zeit hast du noch?«, meint Schleske nachdenklich. Die Endlichkeit des Lebens wird präsent.

Ein Teil dieser Hölzer ist bereits in der sechsten Generation von Geigenbauern in einer Werkstatt in Zürich gelegen. »Es wurde über sechs Generationen weitergegeben und nie wurden Geigen daraus gebaut.« Er zeigt auf ein 50.000 Jahre altes Holz, aus einem Hochmoor in Neuseeland. »50.000 Jahre lag es in der Stille. Nach drei Hobelstößen ist der Hobel stumpf, weil es so viele Mineralien enthält. Jetzt habe ich eine Geige, eine Bratsche und ein Cello daraus gebaut. Bei der Bratsche kriegt man Angst.« Der Solobratscher der Düsseldorfer Philharmoniker hat die Bratsche angespielt und ihm haben die Lippen gezittert, er war sprachlos. »Er meinte, dass er nicht wüsste, ob das eine Bratsche ist, so etwas habe er noch nie erlebt.« Schleskes Geigen sind kein Aquarell, sie sind mächtig. Der Meister nutzt eine große Palette an Ölfarben, große Tuben und eine Leinwand, die 3 x 4 Meter groß ist. Die Instrumente sind leidenschaftlich, wild, ungebändigt; ein Musiker muss sie zähmen.

Vor drei Jahren hat der Geigenbauer nach jahrzehntelanger Sehnsucht seine Liebe zu den Pferden entdeckt. Seit einigen Monaten hat er ein eigenes Pferd, ein junges mit dem Namen Damiano. Schleske kommt ins Schwärmen: »Die Pferde sind große Meister darin, präsent zu sein. Sie stehen da und spüren sich untereinander. Da kann man dieses Herden-Ich spüren, ein kollektives Wesen, ein sehr mystischer Moment. Das hat was von Zeitlosigkeit. Es ist für mich jedes Mal eine Begegnung von Seele zu Seele, beide einander und der Energie zugewandt.« Die intensive Arbeit mit den Pferden beeinflusst sein Handwerk mittlerweile nachweisbar. Die Bratschen sind um eine Dimension besser geworden. Schleske hört den Klang der Pferde, ihr Wesen. Der Kaltblüter, auf dem er regelmäßig reitet, hat für ihn das Wesen einer Bratsche. »Ich spüre die Art von Autorität und Charisma.« Die Instrumente und die Pferde verbinden viele Parallelen, weil in beiden so hoch sensible Vorgänge ablaufen. »Eigentlich muss man ein Pferd reiten, wie ein Instrument spielen.« Der gute Klang entsteht durch den Respekt vor dem Instrument, wenn der Geiger demütiger ist. Der Musiker darf das Instrument

2

nicht niederspielen. Es geht um Ehrfurcht und euphorische Freude. Wenn echte Schönheit im Spiel ist, hat die Geige eine Autorität, die das ganze Geschehen bestimmt. Es ist eine ehrfurchtgebietende Schönheit. Man vergisst alles und lässt los. Man hört auf, irgendetwas zu wollen. Die Schönheit hat Autorität und man ist ganz im Moment.

Einen Stock höher entdecken wir vor dem Eingang in den Werkstattraum eine künstlerische Arbeit von Schleske. Eine Geige, wie eine Skulptur, die durch den spielerisch gestalterischen Zugang entstanden ist. In die Decke sind Klematis Blüten eingearbeitet, der Boden ist Rochenhaut, die Zargen sind aus Filz, der in Knochenleim getränkt wurde und somit knochenhart wird. Die Schnecke ist ein hundert Millionen Jahre alter Ammonit aus Madagaskar. Als Wirbel dienen 500 Jahre alte Nägel. »Ich fertige etwas, das selbst bestimmen darf, wie es klingt.« Kürzlich hat ein Kunde darauf gespielt und es ist dann doch zu einem Auftrag geworden. Wir sehen das noch unfertige Instrument auf der Werkbank. Boden und Decke sollen über Darmsaiten zusammengezogen werden, wie bei einer afrikanischen Buschtrommel. Diese Ambivalenz ist für Martin Schleske ein wichtiger künstlerischer Aspekt, sowohl im Klang als auch in der Optik. »Es muss irritieren, eine Mehrdeutigkeit ermöglichen. Eindeutigkeit ist Fanatismus. Es geht nicht darum, Dinge exakt auf den Punkt zu bringen; viel interessanter ist es, den Raum zu öffnen. Die Kunst soll Eindeutigkeiten in Frage stellen.« Das ist für den Geigenbauer eine der großen Berufungen der Kunst. Und nicht der Beliebigkeit wegen, wie Schleske weiter ausführt: »Die Mehrdeutigkeit muss uns zugemutet werden, damit wir lebendig bleiben. Die Harmonie der Gegensätze. Wahrheit ohne Güte ist eine Lüge. Bei einem Klang ist die Ambivalenz zwischen Sanftheit und Kraft essenziell.« Wenn das Instrument nur Kraft hat, ist es bedrohlich. Wenn es nur sanft ist, langweilig. Bei einer Stradivari ist beides mächtig. »Ein sinnlich gemeintes Gleichnis für den Heiligen Geist. ‚Fürchte dich nicht'.« So sucht Schleske furchtlos nach der Harmonie

3

4

5

1 *Bildlegende*

2 *Bildlegende*

3 *Bildlegende*

4 *Bildlegende*

5 *Bildlegende*

6 *Bildlegende*

7 *Bildlegende*

8 *Bildlegende*

9 *Bildlegende*

10 *Bildlegende*

zwischen Wärme und Leuchtkraft. Er muss an die G-Saite und an die E-Saite gleichzeitig denken und jenen Moment ausloten, knapp bevor es ein Fehler wird. »Tausende Mikrofehler, wie der menschliche Körper, sind in der Summe faszinierend.« Das Geheimnis im Geigenbau ist nicht das, was der Schöpfer nicht sagen will, sondern was er nicht sagen kann. Stradivari hat nicht gewusst, was sein Geheimnis ist. Physikalisch wusste er, was gutes Tonholz ist. Aber auch dieses Wissen reicht nicht.

Unsere Blicke fokussieren das noch unfertige Instrument in Schleskes Händen. »Ich merke schon beim Reinblasen, dass das eine faszinierende Luftresonanz bekommt. Sie wird am Ende besser klingen als sie klingen darf.« Der Meister streift seine Hand sanft über die Decke. »Man spürt an diesem Rauschen eine unglaubliche Schwingungsfähigkeit.«

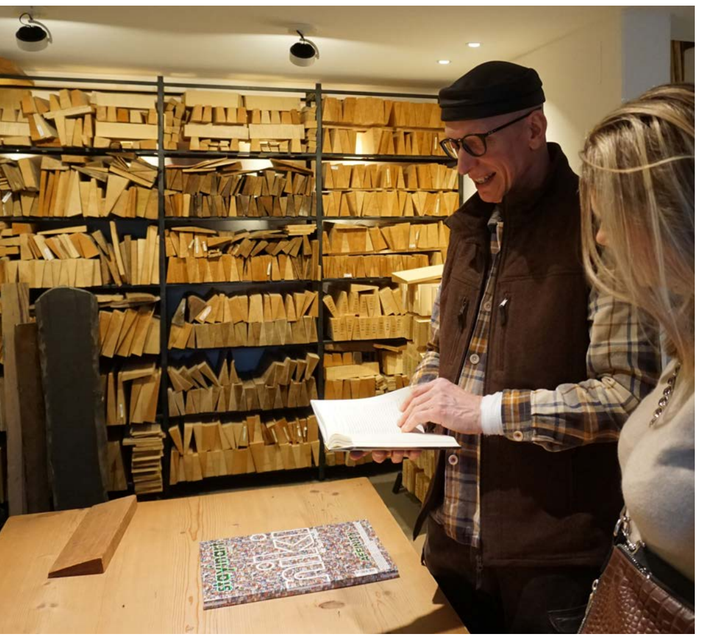
Als Rohdiamanten verlassen die Geigen die Werkstatt. Durch das Spielen erhalten sie ihre Brillanz. Die Möglichkeit, zu brillieren, legt ihr Schöpfer; dann liegt es am Musiker, das Instrument zu formen. Manchmal ist es auch umgekehrt, dass die Geige zur Lehrerin wird und den Menschen verändert. Diese Bereitschaft haben laut Schleske die allerwenigsten Musiker. Die Geige wird dann zur Ausbilderin. Der Punkt zwischen der schwingenden Saite und dem Bogenhaar ist sehr verletzlich. Der Mensch berührt das Instrument an der empfindlichsten Stelle. Aus dem ersten Rauschen entsteht eine Ambivalenz und daraus formt sich Gestalt, eine Klangfarbe, ein Ton. Dieser Moment ist die Quelle aller Schönheit und diese Schönheit braucht Verletzlichkeit. »Wir wollen Schönheit ohne Leid, aber das geht nicht, das ist kitschig. Ein guter Geiger kann mit der Verletzlichkeit umgehen. So wie wir die Krise als Lernchance wahrnehmen müssen.«

Der gute Klang entsteht durch Vertrauen. Schleske hat sogleich ein Bild für uns: »Damiano testet derzeit meine Stärke. Er sucht einen Herdenchef. Das Pferd hat zum Lernprogramm seines Lebens nie Ja gesagt. Es weiß nicht, dass auf ihm mal ein Mensch sitzen wird. Es hat nie zugestimmt, zu diesem Lebensprogramm. Es muss lernen, mir tief zu vertrauen.« Seit zwei Tagen verfolgt der Pferdeversteher nun den Gedanken, dass es mit uns Menschen wohl sehr ähnlich ist. Wir haben auch nicht zugestimmt. Keiner wurde gefragt, ob es ihn geben will; keiner hat Ja dazu gesagt, wie er sein wird; keiner weiß, was morgen auf ihn zukommt. Wir Menschen kennen unser Lernprogramm nicht. Es beruht auf dem gleichen Grundsatz des Vertrauens: auf die Weisheit zu vertrauen, den Heiligen Geist, der uns umgibt. »So wirbt Gott um unser Vertrauen. Wir bilden uns nur ein, dass wir wissen, wo es lang geht. Die Pferde sind eine großartige Metapher für diese Grundwahrheit.«

Martin Schleske ist ein zutiefst gläubiger Mensch. Im Gebet erfährt er Inspiration. Das allerschönste sind für ihn die Fragen und das Gespannt sein auf die Antwort in diesem dialogischen Vorgang. Schon seit seiner Ausbildung an der Geigenbauschule und dem anschließenden Studium der Physik glaubt er, dass die Geige noch nicht das ist, was sie sein kann. Mittlerweile tüftelt er seit 15 Jahren im eigenen Labor, das sich im zweiten Stockwerk des Hauses befindet, an der Idee, einen Resonanzoszillator zu erschaffen, der es zulässt, die Geige auf die Körperbewegung und die Resonanzen des Musikers reagieren zu lassen, um mehr Sinnlichkeit aus dem Instrument zu holen. Ziel all dieser Experimente ist es, die Geige selbst als Wesen weiterzuentwickeln. Vor fast zehn Jahren kam dazu eine Inspiration aus dem Gebet: »Ich saß reumütig an der Werkbank mit der Frage: Es muss doch auch anders möglich sein? Ich möchte die Menschen mit dem Klang so tief in ihrer Seele berühren, dass etwas Heilsames passiert.« Plötzlich hörte er im Gebet: »Schau dir die Insektenflügel an, die

6

9



7

8

Bienen.« Seit dem ist ihm klar, dass das Instrument komplett anders aussehen wird. Jeder Geiger wird es zwar spielen können, aber es wird kein normaler Korpus sein. Die Dimensionen werden sich auflösen. »Es werden Flügelelemente sein, die man zum Schwingen bringt.«

Dreimal in seinem Leben hat Schleske, der im Übrigen aus einem unreligiösen Elternhaus kommt, seinen Glauben verloren. »Man kann den Glauben verlieren, aber Gott verliert man nie.« Jesus war seiner Ansicht nach nicht religiös, sondern vielmehr hat er vorgelebt, dass alles auf Vertrauen basiert. Er hat Gottespräsenz gelebt. »Die Spiritualität und die Kunst sind enge Schwestern, weil sie beide nicht definierbar sind. Wir müssen es aushalten, dass Kunst nicht objektiv definiert werden kann. Wie das Spirituelle, entzieht sie sich unserer Ratio.«

Am Dachboden angekommen, spielt Schleske eine Geige, eine Bratsche und ein Chello für uns an. Die Inhalte des Gesprächs münden in ein Klangwunder. Wir stehen da, hören zu, vertrauen, empfangen demütig und verstehen nun, was Martin Schleske in seinem Buch Werk|Zeuge beschreibt:

»Der Künstler steht mit jedem Werk vor einer Bekehrung. Anders kann er sein Recht nicht wahren. Fehlt ihm dazu die Demut, verwahrlost er in aussageärmlicher Selbstherrlichkeit. Verwahrlosung bedeutet, die eigene Wahrheit los zu sein. Darum ein Plädoyer gegen die Verwahrlosung, eine Stimme in der Wüste: **Kunst kann nur eine Form des Betens sein.**«

(aus: Martin Schleske, Werk|Zeuge in Resonanz mit Gott, S. 410)